

sche Revolution von 1956 aufgeworfen hat. So empfiehlt sich das Studium dieser von Otto Folberth, einem vorzüglichen Kenner der ungarischen Verhältnisse, redigierten Berichte allen für den Fragenkomplex der ungarischen Revolution Aufgeschlossenen. Von den zwei Aufsätzen, die er selber über die Eingliederung der ungarischen Flüchtlinge in ihre neue Umwelt beigezeichnet hat, verdient jener, der die Schwierigkeiten dieser Integration auf die Eigenart eines in Europa so oft sich exponiert fühlenden finnisch-ungarischen Volkes zurückführt, besondere Beachtung.

Hermann Schlandt

Stephan Ludwig Roth:

Ein Opferleben für Siebenbürgen. Aus den Schriften und Briefen Roths zusammengestellt und eingeleitet von Otto Folberth, verlegt bei Hans Meschendorfer, München, 1959, 78 S., kart., DM 4.50.

Dieses Buch, vor zweiundzwanzig Jahren im Verlag Albert Langen Georg Müller, München, zum erstenmal erschienen, seit langem vergriffen, tritt uns nun in einer bei weitem schöneren Ausstattung gerade recht zur Erinnerung daran entgegen, daß 110 Jahre verstrichen sind, seitdem Roth den Kugeln des ungarischen Hinrichtungscommandos zum Opfer fiel. Und da an manchen Orten in diesem Jahr Roths in Feiern gedacht wird, kann der Band dazu die beste Hilfe bieten, um die Gedächtnisstunde würdig zu begehen. In keiner der nun schon zahlreichen Veröffentlichungen, die sich mit Roth beschäftigen, erntet man so wohl geordnet, von einem ausgezeichneten Vorwort so kundig und frisch angeleitet und belehrt, müheloser die wichtigsten Äußerungen des großen Mannes ein, die für sein Wesen, Denken, Fühlen und zugleich für sein Schicksal, Schaffen und Wollen kennzeichnend sind. Die Essenz seines Geistes ist hier abgekeltert, alles Bedeutende und Wissenswerte dargereicht, so daß die

Persönlichkeit lebendig und atmend vor uns steht. Auch der berühmte Augenzeugenbericht über die Hinrichtung fehlt nicht. Wir wünschen dem Band, daß er die Leser zu Tausenden finde, die den Anruf aufzunehmen fähig sind, der aus jeder Seite an sie ergeht.

Heinrich Jillich

Hans Kehlfass:

Die Siebenbürger Sachsen. Antlitz eines deutschen Bauernstammes. Ein Bildbuch. Eingeführt und erläutert von Barbara Pischel. Hans C. Günther Verlag, Stuttgart, 1959. 16 Textseiten, 48 ganzseitige Lichtbilder. Halbt., Großoktav, DM 11.80.

Mit welchem Entzücken nahmen wir vor genau fünfundzwanzig Jahren die erste Ausgabe dieses Buches entgegen! In seinen herrlichen Lichtbildern war wirklich das Antlitz der siebenbürgisch-deutschen Bauern, ja sogar einiges von ihrem Wesen veranschaulicht worden. Erfreut griff man daher zur kürzlich erschienenen neuen Ausgabe, die zwar um die Hälfte weniger Aufnahmen enthält, dafür aber etliche bisher unbekannt gewesene, was zusammen mit dem vielfach verbesserten Beschnitt der alten Bilder die Verringerung des Umfangs verschmerzen läßt.

Die Freude schlägt indessen ins Gegenteil um, sobald man die Einführung liest, die anstelle des einstigen Vorwortes von Misch Drend getreten ist. Gewohnt, daß manche Binnendeutsche nach Reisen durch Südosteuropa die absonderlichsten Dinge erzählen, staunt man doch darüber, was Barbara Pischel in unzulänglichem Deutsch zu berichten weiß. Wer „über“ die Karpaten, die sie altfränkisch mit *th* schreibt, ins Siebenbürgische hinführt, dem öffnen sich „kleinflächige“ Felder und „Weinreben“ — ja, Weinreben um Kronstadt, und „längs der Bahnlinie“ schmiegen sich „Zerneischt — Rosenau — Weidenbach — Zeiden —

sche Revolution von 1956 aufgeworfen hat. So empfiehlt sich das Studium dieser von Otto Folberth, einem vorzüglichen Kenner der ungarischen Verhältnisse, redigierten Berichte allen für den Fragenkomplex der ungarischen Revolution Aufgeschlossenen. Von den zwei Aufsätzen, die er selber über die Eingliederung der ungarischen Flüchtlinge in ihre neue Umwelt beigezeichnet hat, verdient jener, der die Schwierigkeiten dieser Integration auf die Eigenart eines in Europa so oft sich exponiert fühlenden finnisch-ungarischen Volkes zurückführt, besondere Beachtung.

Hermann Schlandt

Stephan Ludwig Roth:

Ein Opferleben für Siebenbürgen. Aus den Schriften und Briefen Roths zusammengestellt und eingeleitet von Otto Folberth, verlegt bei Hans Meschendorfer, München, 1959, 78 S., kart., DM 4.50.

Dieses Buch, vor zweiundzwanzig Jahren im Verlag Albert Langen Georg Müller, München, zum erstenmal erschienen, seit langem vergriffen, tritt uns nun in einer bei weitem schöneren Ausstattung gerade recht zur Erinnerung daran entgegen, daß 110 Jahre verstrichen sind, seitdem Roth den Kugeln des ungarischen Hinrichtungscommandos zum Opfer fiel. Und da an manchen Orten in diesem Jahr Roths in Feiern gedacht wird, kann der Band dazu die beste Hilfe bieten, um die Gedächtnisstunde würdig zu begehen. In keiner der nun schon zahlreichen Veröffentlichungen, die sich mit Roth beschäftigen, erntet man so wohl geordnet, von einem ausgezeichneten Vorwort so kundig und frisch angeleitet und belehrt, müheloser die wichtigsten Äußerungen des großen Mannes ein, die für sein Wesen, Denken, Fühlen und zugleich für sein Schicksal, Schaffen und Wollen kennzeichnend sind. Die Essenz seines Geistes ist hier abgekeltert, alles Bedeutende und Wissenswerte dargereicht, so daß die

Persönlichkeit lebendig und atmend vor uns steht. Auch der berühmte Augenzeugenbericht über die Hinrichtung fehlt nicht. Wir wünschen dem Band, daß er die Leser zu Tausenden finde, die den Anruf aufzunehmen fähig sind, der aus jeder Seite an sie ergeht.

Heinrich Jillich

Hans Kehlfass:

Die Siebenbürger Sachsen. Antlitz eines deutschen Bauernstammes. Ein Bildbuch. Eingeführt und erläutert von Barbara Pischel. Hans C. Günther Verlag, Stuttgart, 1959. 16 Textseiten, 48 ganzseitige Lichtbilder. Halbt., Großoktav, DM 11.80.

Mit welchem Entzücken nahmen wir vor genau fünfundzwanzig Jahren die erste Ausgabe dieses Buches entgegen! In seinen herrlichen Lichtbildern war wirklich das Antlitz der siebenbürgisch-deutschen Bauern, ja sogar einiges von ihrem Wesen veranschaulicht worden. Erfreut griff man daher zur kürzlich erschienenen neuen Ausgabe, die zwar um die Hälfte weniger Aufnahmen enthält, dafür aber etliche bisher unbekannt gewesene, was zusammen mit dem vielfach verbesserten Beschnitt der alten Bilder die Verringerung des Umfangs verschmerzen läßt.

Die Freude schlägt indessen ins Gegenteil um, sobald man die Einführung liest, die anstelle des einstigen Vorwortes von Misch Drend getreten ist. Gewohnt, daß manche Binnendeutsche nach Reisen durch Südosteuropa die absonderlichsten Dinge erzählen, staunt man doch darüber, was Barbara Pischel in unzulänglichem Deutsch zu berichten weiß. Wer „über“ die Karpaten, die sie altfränkisch mit *th* schreibt, ins Siebenbürgische hinführt, dem öffnen sich „kleinflächige“ Felder und „Weinreben“ — ja, Weinreben um Kronstadt, und „längs der Bahnlinie“ schmiegen sich „Zerneischt — Rosenau — Weidenbach — Zeiden —

Kleinschent“ in die Landschaft. Als Barbara Bischof, offenbar vor langer Zeit, diese Orte vom Zug aus gesehen hatte, muß er ihretwegen Luftsprünge gemacht haben. „Die Deutschritter“ hatten, wie sie mitteilt, „zwischen dem Alt im Süden, dem Marosch“ und den Kofeln ihre Burgen und Kronstadt gegründet, womit das Burgenland ebenso trefflich begrenzt wird, als wenn man sagte, Tirol liege zwischen Weichsel, Mosel und Inn. Den „Sachsenboden“, der „von Broos im Westen bis Draas im Osten“ reicht, empfinden die Einwanderer „zu Lehen“ nach dem Recht „des heiligen Römischen Reiches deutscher Nation, dem der König von Ungarn auch angehörte“, was zu erfahren die Madjaren verblüffen wird.

„Unter Stephan Ludwig Roth“ kämpften die Sachsen „gegen Ungarn“ und „im Sachsentag zu Mediasch schließen“ sie sich „an Rumänien an“; warum „im“? Und warum „Sachsentag“? Es war doch keiner. — „Die Nationsuniversität, bislang Grundbesitzer und oberste Repräsentanz der Siebenbürger Sachsen, war ... nach dem ersten Weltkrieg enteignet worden“. Gewiß, bloß war es mit der obersten Repräsentanz damals schon seit einem halben Jahrhundert vorbei. „Grundbesitzer der Siebenbürger Sachsen“ — das ist Bischofsches Deutsch. Und heute? Die „stark geschwächte, zahlenmäßig zurückgegangene Volksgruppe“ konnte „wenigstens in größeren Gemeinden, ihre sprachliche Autonomie in Kirche und Schule behaupten“. Mit diesem Satz, einigen Bemerkungen und keineswegs immer richtigen Zahlenangaben wird die Tragik der Sachsen abgetan. Kein Wort davon, daß die Bauern enteignet sind, die städtischen Betriebe entwendet, die politische Vertretung und zahllose Vereine beseitigt, die Schulen verstaatlicht, weswegen von ihrer Autonomie zu sprechen glattweg Unsinn ist. Und kein Wort auch von den Kolchosen, der seelischen Not, der Unfreiheit! Nichts vom Treck der Nordsiebenbürger Sachsen nach Deutschland!

„Wenn sich die infolge Flucht, Verschleppung und nicht möglicher Heimkehr

heute in Deutschland lebenden „Siebenbürger“, wie sie sich jetzt — unter Fortlassung ihrer alten Rechts- und Herkunftsbezeichnung Sachsen — nennen“ woher hat die Bischof diese Weisheit? — „in Dinkelsbühl treffen, lieben viele unter ihnen diese mittelalterliche Stadt deshalb, weil sie ... an Hermannstadt erinnert“ — nun wissen wir es. Um bei Hermannstadt zu bleiben, so ist dessen „zweitbedeutendster“ Bau das Museum des „Sachsengrafen“ Bruckenthal mit vielen Sammlungen, auch solchen „in“ Wöbeln. Kronstadt „kuschelt sich ... unter die hohen Wälder des Gesprengherzogs“, der freilich nur ein kleiner kahler Hügel ist, aber durch seine Wälder steigt man, wie Barbara Bischof erzählt, ins Hochgebirge „auf“, was mit Umwegen sicherlich möglich ist. Die Schwarze Kirche „überblickt und beachtet“: „den Markt mit dem schmiedeeisernen Brunnen“ — den es nicht gibt — „und die Zufahrtstraßen von Hermannstadt und Sinaia her“, sofern es ihr gelingt, über Zinne und Schloßberg zu blicken.

Der Bauer ist „eher Großbauer“; bäuerliche Arbeitsweise „an Weizen und Hafer, an Rind und Büffel, an Kukuruz und Obst“ — tatsächlich „an“ — bestimmen sein Leben; „Speck und fetteisch Backfleisch“ sind sein Nationalgericht, ebenso „Mamaliga“ und „immer wieder verwandelte „Arde“ an Abenden im geselligen Kreis“. Die Winzer allerdings im Weinland waren früher Hörige. Reisd, Reys und Rosenau sind — was uns bisher nicht bekannt war — „mit Wehrmauern und Wehrtürmen umgeben“.

„Tracht und Schmuck sind die Mittelpunkt“ der „Kultur“ und „der beste Teil der Geschichte des siebenbürgisch-sächsischen Bauernstammes“. Nun ist es also klar geworden: Tracht und Schmuck waren der Sinn achthundertjährigen Bestehens am Saum des Abendlandes, der Inhalt der Kämpfe gegen Mongolen, Tataren, Türken und Madjaren und der Mitwirkung zur Europäisierung eines immerhin bedeutsamen Teils unseres Kontinents. Wie einfach, wie trachten-

Kleinschent“ in die Landschaft. Als Barbara Bischof, offenbar vor langer Zeit, diese Orte vom Zug aus gesehen hatte, muß er ihretwegen Luftsprünge gemacht haben. „Die Deutschritter“ hatten, wie sie mitteilt, „zwischen dem Alt im Süden, dem Marosch“ und den Kofeln ihre Burgen und Kronstadt gegründet, womit das Burgenland ebenso trefflich begrenzt wird, als wenn man sagte, Tirol liege zwischen Weichsel, Mosel und Inn. Den „Sachsenboden“, der „von Broos im Westen bis Draas im Osten“ reicht, empfinden die Einwanderer „zu Lehen“ nach dem Recht „des heiligen Römischen Reiches deutscher Nation, dem der König von Ungarn auch angehörte“, was zu erfahren die Madjaren verblüffen wird.

„Unter Stephan Ludwig Roth“ kämpften die Sachsen „gegen Ungarn“ und „im Sachsentag zu Mediasch schließen“ sie sich „an Rumänien an“; warum „im“? Und warum „Sachsentag“? Es war doch keiner. — „Die Nationsuniversität, bislang Grundbesitzer und oberste Repräsentanz der Siebenbürger Sachsen, war ... nach dem ersten Weltkrieg enteignet worden“. Gewiß, bloß war es mit der obersten Repräsentanz damals schon seit einem halben Jahrhundert vorbei. „Grundbesitzer der Siebenbürger Sachsen“ — das ist Bischofsches Deutsch. Und heute? Die „stark geschwächte, zahlenmäßig zurückgegangene Volksgruppe“ konnte „wenigstens in größeren Gemeinden, ihre sprachliche Autonomie in Kirche und Schule behaupten“. Mit diesem Satz, einigen Bemerkungen und keineswegs immer richtigen Zahlenangaben wird die Tragik der Sachsen abgetan. Kein Wort davon, daß die Bauern enteignet sind, die städtischen Betriebe entwendet, die politische Vertretung und zahllose Vereine beseitigt, die Schulen verstaatlicht, weswegen von ihrer Autonomie zu sprechen glattweg Unsinn ist. Und kein Wort auch von den Kolchosen, der seelischen Not, der Unfreiheit! Nichts vom Treck der Nordsiebenbürger Sachsen nach Deutschland!

„Wenn sich die infolge Flucht, Verschleppung und nicht möglicher Heimkehr

heute in Deutschland lebenden „Siebenbürger“, wie sie sich jetzt — unter Fortlassung ihrer alten Rechts- und Herkunftsbezeichnung Sachsen — nennen“ woher hat die Bischof diese Weisheit? — „in Dinkelsbühl treffen, lieben viele unter ihnen diese mittelalterliche Stadt deshalb, weil sie ... an Hermannstadt erinnert“ — nun wissen wir es. Um bei Hermannstadt zu bleiben, so ist dessen „zweitbedeutendster“ Bau das Museum des „Sachsengrafen“ Bruckenthal mit vielen Sammlungen, auch solchen „in“ Wöbeln. Kronstadt „kuschelt sich ... unter die hohen Wälder des Gesprengherzogs“, der freilich nur ein kleiner kahler Hügel ist, aber durch seine Wälder steigt man, wie Barbara Bischof erzählt, ins Hochgebirge „auf“, was mit Umwegen sicherlich möglich ist. Die Schwarze Kirche „überblickt und beachtet“: „den Markt mit dem schmiedeeisernen Brunnen“ — den es nicht gibt — „und die Zufahrtstraßen von Hermannstadt und Sinaia her“, sofern es ihr gelingt, über Zinne und Schloßberg zu blicken.

Der Bauer ist „eher Großbauer“; bäuerliche Arbeitsweise „an Weizen und Hafer, an Rind und Büffel, an Kultur und Obst“ — tatsächlich „an“ — bestimmen sein Leben; „Speck und fettes Backfleisch“ sind sein Nationalgericht, ebenso „Mamaliga“ und „immer wieder verwandelte „Arde“ an Abenden im geselligen Kreis“. Die Winzer allerdings im Weinland waren früher Hörige. Reisd, Reys und Rosenau sind — was uns bisher nicht bekannt war — „mit Wehrmauern und Wehrtürmen umgeben“.

„Tracht und Schmuck sind die Mittelpunkt“ der „Kultur“ und „der beste Teil der Geschichte des siebenbürgisch-sächsischen Bauernstammes“. Nun ist es also klar geworden: Tracht und Schmuck waren der Sinn achthundertjährigen Bestehens am Saum des Abendlandes, der Inhalt der Kämpfe gegen Mongolen, Tataren, Türken und Madjaren und der Mitwirkung zur Europäisierung eines immerhin bedeutsamen Teils unseres Kontinents. Wie einfach, wie trachten-

kundlich hübsch, wie schneiderhaft beglückend enthüllt sich, fast als Nippesfigur, der Kern einer geschichtlichen Leistung! Das Beschauliche und Lebenslustige fehlt nicht, und Barbara Bischel schildert es ausführlich, was aber mochte sie gemeint haben, als sie schrieb, an hohen Festtagen dürfe niemand „dem Festhaus einen zusätzlichen Braten zu wenden verweigern“? Mußte da jedermann den Braten, den zusätzlichen, wenden, mußte er einen Braten zusätzlich spenden?

Genug! Wer ist Dr. phil. Barbara Bischel? Weiterin der Volkskundlichen Forschungsstelle in Berlin.

Heinrich Zillich

Egon Millonig:

Romantische Straße. Einführung von Heinrich Zillich. 30 Farbtafeln, 62 Seiten, Leinen. Wilhelm Andermann Verlag, München-Wien, DM 9.80.

Wenn man dies schöne farbige Buch durchblättert und mit viel Vergnügen Bild um Bild betrachtet und in jedem so lange verweilt als es braucht, die Erinnerung an die Pracht und Bildlust der Originale herbeizurufen, ist es, als wandere man lebhaftig die Romantische Straße entlang und begrüßte immer wieder alte Bekannte. Zillich macht in der Einführung glücklich Gebrauch von dem Recht des Dichters, das Dasein der Dinge, denen wir auf der Straße begegnen, gleichsam magisch zu besprechen, zu beschwören und sie so ansehnlich und durchsichtig zu machen wie eine Fenstermalerei. Der Reichtum des Wortes, in welchem der Ursprung sowohl der Wahrheit als auch des Dichtens als der Summa der Wahrheit liegt, steht Zillich zur Verfügung auch bei der Darstellung und Überschau einer Landschaft, die durch die Beschreibung ihrer Verkehrsstraße als Romantische Straße sehr vieldeutig kennzeichnet wird. Es sei erlaubt, der Einführung Zillichs einige allgemeine Worte anzuhängen, die sich auf das Romantische beziehen.

Es ist gewiß bemerkenswert und charakterisiert die deutsche Kunst mehr als die der anderen Länder, daß sie erst im Zusammenhang und Zusammensein mit der landschaftlichen Umgebung, in welcher sie entstand, in ihrer Eigenart und Besonderheit erkannt werden kann. Es drückt sich darin eine gewisse formale Unersättlichkeit des Kunstwerkes aus, die sich im Hang zum fernen und uferlosen Umherschweifen, in der Lust am Fabulieren und am üppigen Schnörkelwerk der Phantasie ausdrückt. In Dürers Adam und Eva-Stich zieht der Künstler die Summe seiner Bemühungen um die Probleme der klassischen Form und ihrer Proportionsgesetze. Darüber hinaus umgibt er frei fabulierend die beiden Menschen mit einem Waldesdickicht, in welchem eine unendliche landschaftliche Umwelt zusammengedrängt scheint. Es ist, als sei die strenge Form, in welche die beiden nackten Menschen zum ewig gültigen Sein und Dasein verdichtet wurden, irgendwie doch undicht und nicht stark genug, um allein für sich, in sich selbst erfüllt als eine erfüllte Welt dazustehen, ohne einer Umwelt und äußerer Bezüge zu bedürfen. Das Sein in seiner Fliehkraft scheint nicht ganz gemeistert, es überschreitet mit seinen inneren Gewittern und Wolken jene himmlischen Gesetze und Ebenmaße, die nicht zu achten die Erinyen herbei ruft, die Rächerinnen jeder Art von Hybris. Das Sein der beiden Menschen im Adam und Eva-Stich fließt über seine Grenzen in die landschaftliche Umwelt und vermischt das Kunstwerk mit dieser und umgekehrt. Etwas von der inneren Maßlosigkeit und von der Rache der Erinyen steckt leise und hintergründig in allen Werken der nordischen Kunst, und nicht nur der Kunst, sei sie der Mystik oder der Traumwelt der Romantiker verwandt. Alle große Kunst diesseits der Alpen ist im Grunde wie ein großer Dom oder das Reich ein Niezuvollendendes, ein Unvollendetes, Ruine Gebliebenes oder Gewordenes, ein Bruchstück heimlicher riesiger Romantiker, auch wo sie wie Dürer und Goethe vorgeben, klassisch zu sein. Die

kundlich hübsch, wie schneiderhaft beglückend enthüllt sich, fast als Nippesfigur, der Kern einer geschichtlichen Leistung! Das Beschauliche und Lebenslustige fehlt nicht, und Barbara Bischel schildert es ausführlich, was aber mochte sie gemeint haben, als sie schrieb, an hohen Festtagen dürfe niemand „dem Festhaus einen zusätzlichen Braten zu wenden verweigern“? Mußte da jedermann den Braten, den zusätzlichen, wenden, mußte er einen Braten zusätzlich spenden?

Genug! Wer ist Dr. phil. Barbara Bischel? Weiterin der Volkskundlichen Forschungsstelle in Berlin.

Heinrich Zillich

Egon Millonig:

Romantische Straße. Einführung von Heinrich Zillich. 30 Farbtafeln, 62 Seiten, Leinen. Wilhelm Andermann Verlag, München-Wien, DM 9.80.

Wenn man dies schöne farbige Buch durchblättert und mit viel Vergnügen Bild um Bild betrachtet und in jedem so lange verweilt als es braucht, die Erinnerung an die Pracht und Bildlust der Originale herbeizurufen, ist es, als wandere man lebhaftig die Romantische Straße entlang und begrüßte immer wieder alte Bekannte. Zillich macht in der Einführung glücklich Gebrauch von dem Recht des Dichters, das Dasein der Dinge, denen wir auf der Straße begegnen, gleichsam magisch zu besprechen, zu beschwören und sie so ansehnlich und durchsichtig zu machen wie eine Fenstermalerei. Der Reichtum des Wortes, in welchem der Ursprung sowohl der Wahrheit als auch des Dichtens als der Summa der Wahrheit liegt, steht Zillich zur Verfügung auch bei der Darstellung und Überschau einer Landschaft, die durch die Beschreibung ihrer Verkehrsstraße als Romantische Straße sehr vieldeutig kennzeichnet wird. Es sei erlaubt, der Einführung Zillichs einige allgemeine Worte anzuhängen, die sich auf das Romantische beziehen.

Es ist gewiß bemerkenswert und charakterisiert die deutsche Kunst mehr als die der anderen Länder, daß sie erst im Zusammenhang und Zusammensein mit der landschaftlichen Umgebung, in welcher sie entstand, in ihrer Eigenart und Besonderheit erkannt werden kann. Es drückt sich darin eine gewisse formale Unersättlichkeit des Kunstwerkes aus, die sich im Hang zum fernen und uferlosen Umherschweifen, in der Lust am Fabulieren und am üppigen Schnörkelwerk der Phantasie ausdrückt. In Dürers Adam und Eva-Stich zieht der Künstler die Summe seiner Bemühungen um die Probleme der klassischen Form und ihrer Proportionsgesetze. Darüber hinaus umgibt er frei fabulierend die beiden Menschen mit einem Waldesdickicht, in welchem eine unendliche landschaftliche Umwelt zusammengedrängt scheint. Es ist, als sei die strenge Form, in welche die beiden nackten Menschen zum ewig gültigen Sein und Dasein verdichtet wurden, irgendwie doch undicht und nicht stark genug, um allein für sich, in sich selbst erfüllt als eine erfüllte Welt dazustehen, ohne einer Umwelt und äußerer Bezüge zu bedürfen. Das Sein in seiner Fliehkraft scheint nicht ganz gemeistert, es überschreitet mit seinen inneren Gewittern und Wolken jene himmlischen Gesetze und Ebenmaße, die nicht zu achten die Erinyen herbei ruft, die Rächerinnen jeder Art von Hybris. Das Sein der beiden Menschen im Adam und Eva-Stich fließt über seine Grenzen in die landschaftliche Umwelt und vermischt das Kunstwerk mit dieser und umgekehrt. Etwas von der inneren Maßlosigkeit und von der Rache der Erinyen steckt leise und hintergründig in allen Werken der nordischen Kunst, und nicht nur der Kunst, sei sie der Mystik oder der Traumwelt der Romantiker verwandt. Alle große Kunst diesseits der Alpen ist im Grunde wie ein großer Dom oder das Reich ein Niezuvollendendes, ein Unvollendetes, Ruine Gebliebenes oder Gewordenes, ein Bruchstück heimlicher riesiger Romantiker, auch wo sie wie Dürer und Goethe vorgeben, klassisch zu sein. Die